

Joachim Jacob

Laudatio zur Verleihung des Friedrich-Hölderlin-Preises 2025 der Stadt Bad Homburg vor der Höhe, Stiftung Cläre Jannsen, an Christian Lehnert, 29.6.2025, Schlosskirche Bad Homburg vor der Höhe

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Hetjes,
sehr geehrter Herr Stadtverordnetenvorsteher Dr. Etzrodt,
sehr geehrter Förderpreisträger Necati Öziri
sehr geehrte Damen und Herren,
sehr verehrter, lieber Herr Lehnert!

Ich gratuliere Ihnen ganz herzlich zur Verleihung des Friedrich-Hölderlin-Preises 2025 der Stadt Bad Homburg vor der Höhe und der Stiftung Cläre Jannsen.

Ich möchte auch Ihnen, verehrte Damen und Herren, Bürger und Bürgerinnen der Stadt Bad Homburg vor der Höhe, und Ihnen, lieber Herr Oberbürgermeister dazu gratulieren und vor allem dafür danken, dass Sie in so schwierigen und herausfordernden Zeiten, wie wir sie gerade erleben, der Literatur, wagemutiger Literatur, die nicht immer von selbst so wahrgenommen wird, wie sie es verdient, die Treue halten. Sie ehren unsere Preisträger, die preiswürdiger und unterschiedlicher nicht sein könnten, mit einem sehr bedeutenden und großzügigen Preis, der den Namen eines der großartigsten und bis heute faszinierendsten Dichters der deutschen Literatur trägt. Sie ehren im Namen Friedrich Hölderlins aber auch die künstlerisch bedachte Sprache, die gegen die Lüge und gegen die unstatthafte sprachliche Vereinfachung, die gegen die Polemik und gegen die kalte Unempfindlichkeit, die uns umgibt, nach einem wahren, treffenden und berührenden Ausdruck sucht. Mit dem Titel eines Gedichtbandes von Christian Lehnert gesagt, nach Worten, die uns „sehen, schweigen und hören“ lassen (*Ich werde sehen, schweigen und hören. Gedichte*, 2004).

Mitte Mai 2016, am Feldrand in Breitenau

Du schaust den Schwalben nach, den Schatten, die verrauschen.
So heißt der erste Vers: Geräusch des eignen Lauschens.

(*Cherubinischer Staub*, S. 9.)

Diese beiden Verse bilden einen Eintrag in einem „Wörterbuch der natürlichen Erscheinungen“, das am Beginn von Christian Lehnerts Gedichtsammlung *Cherubinischer Staub* (2018) steht. Sie geben einen Eindruck von der Einfachheit, die Christian Lehnerts Dichtung erreicht, vom Rhythmus, von der Schönheit ihres Klangs, aber auch von kleinen Widerhaken, wie hier einer am Ende gesetzt ist („Geräusch des eignen Lauschens“?). Sehen, hören, denken. Verse über die Beobachtung einer „natürlichen Erscheinung“, die in der deutschen Literatur, zumal unserer Tage, ihresgleichen suchen. Verse über eine einfache, natürliche Erscheinung, die dabei aber auch – das ist sehr wichtig, und für Lehnerts literarisches Werk in seiner ganzen bisherigen Vielgestaltigkeit grundlegend – in der Beobachtung der Natur den Menschen, ‚mich‘ und ‚dich‘ in Anrede oder Selbstgespräch nicht vergessen: „Du schaust den Schwalben nach [...].“

Das „Wörterbuch der natürlichen Erscheinungen“ eröffnet Christian Lehnerts Gedichtband *Cherubinischer Staub*. Ein solcher Titel, er ist nicht ironisch gemeint, bedeutet Mut. Er deutet an, wieviel Christian Lehnert der Dichtung zuzutrauen scheint. ‚Cherubin‘ sind engelhafte, leichte Wesen, ohne Schwere, in denen sich, zuerst in der jüdischen Tora, dann in der christlichen Bibel, göttliche Herrlichkeit verkörpert. Aber in diesem Titel verbinden sie sich mit dem Staub, mit der scheinbar niedrigsten gestaltlosesten Materie, ohne Form – aber flugfähig! und, wie Tora, Bibel und Koran es lehren, materieller Ursprung des Menschen. Als „Cherubinischer Staub“ zusammengenommen berühren sie einander und wirken untrennbar aufeinander ein. Staub und Herrlichkeit.

Aus dem „Wörterbuch der natürlichen Erscheinungen“:

Sturm

Ein dichter Schnee, in mir die Atemnot, so klingt
der GOTT, ein feiner Zweig, der zittert, summt und schwingt.

(*Cherubinischer Staub*, S. 15)

Behutsam ist in der dritten Person von ‚Gott‘ die Rede, die ihn in die Stille zurücksetzt („Grenzen der Syntax“, *Cherubinischer Staub*, S. 43.), aber auch den Lesenden freistellt, wie nah sie treten wollen: „der Gott, ein feiner Zweig, der zittert summt und schwingt“.

Vom Zittern, Summen und Schwingen – lebendigen, aber ungerichteten Bewegungen – geht es einige Gedichte später gerichtet in die Höhe. Und es bleibt auch hier uns überlassen, ob wir aus einem Moment Natur Transzendenz, Übersteigerung des Sichtbaren, Signatur werden lassen wollen:

Die Auferstehung des Eisvogels

Was tut die Bläue, wenn sie niemand sieht?
Sie geht spazieren. Sie bewegt
sich an Kanälen und zergeht
in dem Gefieder eines Vogels:

Er geschieht

Er wird nicht sein, er war nicht, er geschieht –
vereistes Licht, das einen Lidschlag lang besteht.

(*Cherubinischer Staub*, S. 43)

Friedrich Hölderlin prägte, vielleicht sogar hier in Bad Homburg, in emphatischer Weise den Ausdruck „Dichterberuf“ neu (Hölderlin, *Dichterberuf*), der bis dahin vor allem spöttisch gemeint war. Ihm lag Hölderlins Überzeugung zugrunde, dass nur noch die Dichter, die ‚Sänger‘, die großen Fragen der Menschheit nach dem Gang der Geschichte stellen können, unserem Verhältnis zur Natur, das schon seinerzeit ziemlich belastet war (wie Sie vor kurzem in der Ausstellung „Die Wälder. Von der Romantik bis in die Zukunft“ hier im Sinclair-Haus, im Romantik-Museum und im Senckenberg-Museum in Frankfurt am Main sehen konnten), nach dem Schicksal unserer auch schon von Hölderlin erstaunlich global gedachten Kultur und Bildung stellen konnten und nicht zuletzt die Frage nach der Religion in der modernen Gegenwart und „de[m] kommenden Gott“ (wie es in *Brod und Wein* heißt). Und bei alledem, konnte die zentrale Frage aus Hölderlins *Abendphantasie*: „Wohin denn ich?“ nicht mehr übergangen werden.

Auch in Christian Lehnerts Lyrik und seiner essayistischen, Erzählen und Kommentar auf ganz besondere Weise verbindenden Prosa über den Apostel Paulus (*Korinthische Brocken*, 2013) oder zuletzt über die Apokalypse des Johannes (*Das Haus und das Lamm. Fliegende Blätter zur Apokalypse des Johannes*, 2023), in seinem Nachdenken über zeitgemäße Formen von Liturgie und Gebet ist dieses ‚Ich‘ als fragendes, erzählendes oder nachdenkendes immer präsent. In der Anrede „Du schaust den Schwalben nach“, zu der ein Ich gehört, oder „in mir die Atemnot“, wenn es am Nötigsten fehlt. Aber auch zuletzt in der Frage „Was tut die Bläue, wenn sie niemand sieht?“ im Denkspiel einer Welt ohne Beobachter. Schließlich auch in der Frage nach der Präsenz eines ‚Gottes‘ in einer „Stille ohne Maß“, wie es in *Cherubinischer Staub* heißt, für die sich Christian

Lehnert die alte Tradition der religiösen Mystik aneignet, deren suchende, offene Bewegung nach dem Verhältnis von Ich und Göttlichen Lehnerts Schreiben fortsetzt. Mit einem Zitat Jakob Böhmes gesagt, das über Christian Lehnerts in diesem Jahr veröffentlichten autobiographischen Prosatext *Der Ungrund* (2025) steht: „Der Ungrund ist ein ewiges Nichts / Und machet aber einen ewigen Anfang als eine Sehnsucht.“

Für diese zutiefst menschliche Sehnsucht, anzufangen, gegen das Nichts, muss eine sprachliche Form gefunden werden, die nicht einfach da ist, sondern die gesucht werden muss, mit jedem einzelnen Wort, auf das es dabei ankommt. Das ist der Grund des ‚Dichterberufs‘.

Christian Lehnert ist der Dichterberuf, wie es auch bei Hölderlin war, nicht in die Wiege gelegt. Im Dresden der Deutschen Demokratischen Republik geboren und aufgewachsen, verweigert er den Militärdienst und wird als sogenannter ‚Bausoldat‘ in Prora auf Rügen und in den Leuna-Werken bei Halle eingesetzt. Er beginnt in dieser Zeit zu schreiben, studiert evangelische Theologie, Religionswissenschaft und Orientalistik, ist in der Welt unterwegs. Er arbeitet im ländlichen Müglitztal in der Nähe von Dresden als Pfarrer (den Beruf, den Hölderlins Mutter sich für ihren Sohn so sehr, aber vergeblich gewünscht hatte), dann als Studienleiter, um schließlich bis vor kurzem für mehr als ein Jahrzehnt Liturgiewissenschaftler an der Universität Leipzig zu sein. Die Literatur und die Texte, die in dieser Zeit entstehen, sind von diesen Tätigkeiten und Erfahrungen mitgeprägt. Spuren gehen in sie ein und machen die Literatur Christian Lehnerts und seine Essayistik auf eine eigene Weise welthaltig. So verbinden sich zum Beispiel in Lehnerts ‚fliegenden Blättern‘ *Das Haus und das Lamm* theologisch tiefgründige Meditationen über die Offenbarung des Johannes, in der vom jüngsten Gericht, vom Ende der Welt und der Zeit gesprochen wird, Berichte von Dacharbeiten an einem alten Bauernhaus, dessen „alte Balken auf ihre Haltbarkeit überprüft werden mussten“ (*Das Haus und das Lamm*, S. 7), von einem mit Papierkram bedeckten Heuboden, der aufgeräumt werden muss, von Geschichten von Flucht, Not und Vertreibung, die in die deutsche Vergangenheit zurückführen und sich durch das Haus hindurchziehen, das, in entlegener Landschaft eingelassen, ausgebessert, bewirtschaftet und bewohnt werden will.

„Jemand macht die Tür auf für die letzten Dinge“, heißt es in alldem unvermittelt (*Das Haus und das Lamm*, S. 10): Öffnung, in der, wer liest und schaut, hören und schweigen kann, um anderem in sich Raum zu geben; eine Öffnung, in der man sich hierhin, dorthin wenden kann.

Einen Autor und Dichter loben zu wollen, der sich dem Höchsten und dem Niedrigsten, dem Unscheinbarsten und dem Vor-Augen-Liegenden so aussetzt – kein Wort zu viel, keines unbedacht, keines leichtfertig, und alle von einem Rhythmus und Klang getragen, der die Lesenden in die Sprache hineinziehen kann –, ist nicht ganz einfach. So will ich einer sehr alten Weisheit aus dem alttestamentlichen Buch Sirach: „DAs werck lobet den Meister“ (Sir 9,17) folgend schließen mit einem sehr jungen Gedicht, einem Sonett (einem „Klinggedicht“ wie man in der Barockzeit gesagt hätte), Anfang des Jahres in der Literaturzeitschrift *Sinn und Form* publiziert. Es ist „Stratocumuli“ überschrieben, zu deutsch: „tief hängendes, aus Wölkchen oder Wolken in einer oder mehreren Schichten bestehendes Wolkenfeld“ (*Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*). Wir bleiben zwischen Himmel und Erde, mit der Frage „Wohin denn ich?“, und einem Anfang am Ende:

Stratocumuli

Wie sie verströmen / ohne sich zu finden /
Als schnelle Flöze / flüchtige Korallen /
Im Flug sich lösen und zusammenballen /
Sich strecken und sich krümmen und sich winden /

Sind sie nichts Eigenes / nur Ähnlichkeiten.
Sie atmen ein und können nichts behalten /
Sie atmen aus und wachsen in Gestalten /
Die sich sekundenschnell ins Leere weiten.

Ich folge ihnen und verliere mich /
Und alles ist genauso / wie es sich
Ereignen soll – es geht ein steter Wind.

Gesetzt ich bin es / kann ich es nicht fassen /
kann mir nur flüchtig Namen geben lassen /
Die weiterziehen / noch nicht haltbar sind.

Lieber Herr Lehnert, alles Gute zu diesem Preis.